

WIR

von den Werken der Knorr-Bremse

Verlagsort München · Nur für Betriebsangehörige



36 APRIL 1959



Unser Titelbild:

Mit einem Shell-Tankwagen an der ungarischen Grenze. – Bitte lesen Sie dazu unseren Artikel auf Seite 8.

Seite INHALT:

- 3 Mit MWM auf der Wiener Frühjahrsmesse
- 4 Zwischen Alpenrosen und Dreitausendern
- 5 Eine Stadt hält den Atem an
- 6 Die Formereien im Stahlwerk Volmarstein
- 8 Wo schwarze Türme über der Pußta wachen
- 11 Dritter Werkwohnungsbau der Südbremse
- 12 Falls Sie noch nicht fotografieren . . . Gedanken zur Verkehrssicherheitswoche
- 13 Tagung der Betriebsratsvorsitzenden und ihrer Stellvertreter In der Kürze liegt die Würze
- 14 Unsere Jubilare
- 16 Buchbesprechung: „Im Ruhrgebiet“

HERAUSGEBER:

Knorr-Bremse Aktiengesellschaft
München/Berlin
München 13, Moosacher Straße 80

SCHRIFTLEITUNG:

Renate Stapf
München 13, Moosacher Straße 80
Telefon: 36741

GRAPHIK:

Will G. Engelhard, München,
Viktoriaplatz 1
Telefon: 361833

DRUCK:

Kastner & Callweg
München 8, Weihenstephaner Straße 27
Telefon 448307

Du und der ANDERE

Als seinerzeit die Besatzung der Arche Noah zusammengestellt wurde, kam von allem, was da auf Erden krechtete und fleuchte, ein Pärchen hinein – aus gutem Grund, denn die Welt sollte auch nach der Sintflut wieder von so verschiedenen Lebewesen wie Schlangen und Menschen, Tauben und Löwen, Bären und Schmetterlingen bevölkert sein . . . Einförmigkeit und Gleichmacherei waren Worte, die im Buche der Schöpfung fehlten. Verschieden sollten alle sein und doch miteinander auf einer Erde leben. Sie bot reichlich Platz für alle.

Als die große Flut kam, hockte man höchst einträchtig beinander und wartete ab, bis sich die Winde legen würden. Wahrscheinlich ging es sitzsaam und friedlich in der Arche zu. Draußen tobten ja die entfesselten Elemente, und Menschen und Mäuse saßen im gleichen, schwankenden Boot. Die Gefahr lehrte diese so sehr verschiedenen Geschöpfe, duldsam, weitherzig und versöhnlich – kurz, tolerant untereinander zu sein. Was waren sie schließlich anderes als eine große Familie der Lebewesen, der Wesen, die unbedingt überleben wollten . . .

Endlich kam die Taube mit dem Ölzweig, und die Passagiere der Arche konnten an Land gehen oder kriechen oder hüpfen. Natürlich fielen dort einige mit wenig Hirn belastete Lebewesen sofort wieder in alte Angewohnheiten zurück und ließen ihren Trieben freien Lauf. Katzen jagten Mäuse, Hunde jagten Katzen, Wölfe jagten Hunde und Katzen – und alle kuschelten sich, als der Löwe sein Gebiß zeigte. Nun, das waren die Tiere. Sie waren so und würden so bleiben, und man konnte es ihnen nicht verübeln. Der Mensch aber war ja die Krone der Schöpfung! Er hatte hinter seiner Stirne einen Apparat, der unablässig arbeitete. Er dachte. Und so dachte der Mensch, der gerade wieder einmal davongekommen war, auch über die seltsam-wunderliche Zeit des Zusammenlebens im Bauche der Arche nach. So viele verschiedenartige Geschöpfe hatten sich, obwohl sie auf engstem Raume zusammengedrängt waren, doch nicht gegenseitig aufgefressen – ja, nicht einmal das Leben zur Hölle gemacht. Ganz im Gegenteil – jeder hatte jeden geduldet und sich großzügig und weitherzig erwiesen. Was ergab sich daraus? Daß man miteinander auskommen konnte, wenn man Toleranz übte. Was aber machte die Toleranz so schwer? Daß man das Anders-Sein des anderen respektieren mußte ohne sich daran zu stören, daß er ganz anders war als man selbst. Ob besser oder schlechter, spielte dabei keine Rolle. Er war anders, und man hatte ihn so zu nehmen, wie er war. Und wenn er keine feindselige Haltung einnahm, konnte er sich ja getrost in sein Anders-Sein einhüllen wie in einen Mantel. Es war sein Mantel, und er mußte ihm passen. Er sollte sich in ihm wohlfühlen – andere mochten anderen Mänteln den Vorzug geben . . .

Wann und wo die Toleranz geboren und zum ersten Male geübt wurde, ob in der Arche Noah oder schon vor der Sintflut, ist unwichtig. Der Baum der Menschheit ist ural, und seine Wurzeln reichen tief. Wir wissen aber – und es ist tröstlich, dies zu wissen –, daß die Toleranz, wie alle Früchte an diesem betagten Baume, viel Zeit zur Reife braucht. Erst in unserer Zeit werden Menschen allmählich so tolerant, daß sie solche einer anderen Rasse und eines anderen Glaubens neben sich dulden. Allerdings sind wir noch weit davon entfernt, die andere Meinung unseres Nächsten zu tolerieren. Wir müssen mehr von uns fordern. Wir müssen mehr an uns arbeiten. Der wirklich erwachsene, d. h. der geistig erwachsene Mensch, sollte auch selbstverständlich für die Rechte der anderen und für das Recht auf Anders-Sein eintreten. Es gibt kein größeres Bekenntnis zu dieser Toleranz des reifen Menschen als den berühmten Ausspruch Voltaires: „Ich stimme in keinem Wort mit dem überein, was Du sagst, aber ich werde Dein Recht, es zu sagen, bis in den Tod verteidigen.“

Freilich, wer den anderen Menschen haßt oder verachtet, ist nicht fähig zur Toleranz. Denn immer ist die Toleranz ein Kind der Wahrheit und der Liebe. Und Haß und Verachtung sind Pubertätskrankheiten der menschlichen Seele – Weisheit und Liebe aber sind die schönsten Steine in jener Krone, die man seit Menschengedenken als Krone der Schöpfung bezeichnet.



MIT MWM AUF DER WIENER FRÜHJAHRSMESSE

Kaum war der MWM-Stand auf der Wiener Frühjahrsmesse aufgebaut, als das lieblich-frühlingshafte Wetterchen, das uns in Deutschland so lange Zeit treu gewesen war, kurz „Servus“ sagte und verschied. Es dauerte gar nicht lange, und das große Riesenrad im Prater, in dessen Nachbarschaft sich die Messe-Pavillons angesiedelt hatten, war von Regenschwaden eingehüllt. Und ein Vergnügungspark wie der Prater am nüchternen Tage und ohne all die bunten, zuckenden Märchenlichter und ohne das Gewimmel und Gelärme fröhlicher Menschen ist sowieso eine traurige Sache ohne Leben. Und wenns dann auch noch Bindfäden regnet und der Sturm im stählernen Skelett des unbeweglich dastehenden Riesenrades heult, dann ist solch ein Rummelplatz eine ganz und gar todtraurige Angelegenheit. Man möchte sich am liebsten in eines der tausend Wiener Cafés flüchten und im roten Plüsch begraben lassen . . . Aber da just am Sonntag der festlichen Eröffnung der Wiener Messe der Wet-

tergott also sein unfreundlichstes Gesicht schnitt, konnte man nicht gut flüchten. Nein, unsere Herren auf dem MWM-Stand mußten aushalten. Schließlich kamen ja Tausende von Menschen trotz des bösen Wetters . . . Indessen, das Ausharren wurde ihnen nicht ganz leicht gemacht, denn Regen und Sturm hatten es auf den MWM-Pavillon abgesehen. Er ächzte in allen Fugen – wie neulich erst die „Medoc“ bei Windstärke 11 vor der afrikanischen Küste – jedoch er hielt. Die Herren von der Besatzung standen bereit, sich mit der Kraft ihrer Körper den tobenden Elementen entgegenzustemmen und, wenn nötig, als lebendige Pfeiler und Pfosten ihren MWM-Pavillon zu stützen und zu tragen – aber der Stand hielt schließlich doch stand. Ein Bravo den braven Erbauern! Allerdings gelang es dem tüchtigen, beharrlich anhaltenden Regen, sich an einigen Stellen Einlaß zu verschaffen. Als es drinnen zu arg näßte, zog man sich die Regenmäntel an und spannte Schirme auf. Man wärmte sich die klammen Hände an einem Täfelchen Kaffee, damit man etwaige Kunden mit einem einigermaßen warmen Händedruck begrüßen konnte, und den inneren Menschen mit einem Cognac, damit das kundenfängerische Lächeln nicht zu eingefroren wirkte . . .

Aber auch dieser erste Ausstellungstag unter dem Motto „Ich steh im Regen und warte auf dich“, ging schließlich mal zu Ende, und man konnte sich angenehmeren Menschen zuwenden. Die Heurigen-Lokale in Grinzing warteten schon auf die vielen Messe-Besucher und ihre Schillinge. Ein grüner Strauß an langer Stange zeigt den Durstigen den Ort, allwo ein heuriger Wein seiner harret. Außer dem preiswerten und schmackhaften Wein, den man dort aus gläsernen kleinen Krügerln zu schlürfen pflegt, warten aber auch noch die Musikanten auf die spendierfreudigen Messe-Gäste. Kaum sitzt man am

Kleine Wiener Impressionen

Holzisch und nippt an seinem Glas, da steht auch schon der Stehgeiger da und fragt mit einem treuerzigen Weaner Augenaufschlag: „Bittschön, Herr Doktor – was solls denn sein? Vielleicht Mariandl-andl-andl oder Drunt in der Wachau . . .“ Worauf man seine Wünsche äußert: „Regentropfen“ und dann „Wer soll das bezahlen?“, die auch prompt erfüllt werden. – Die Eingeborenen hatten ihre Heurigen-Packerln mitgebracht und schmausten wacker Wurst und Käse, während die goldenen Weaner Melodien erklangen. Die Fremden konnten sich am Bufett kalte oder so delikate Säckelchen wie Hühnerbrütschen, Leberpastete, Schinken und Radisches bestellen und dann ebenso wacker mithalten.



Wenn man schließlich gut genährt und voll des süßen Weines und der süßen Melodien Grinzing verläßt, ist es zu meist schon Nacht, und man denkt sehnsuchtsvoll an sein weiches Bett. Nicht so der echte Wiener. Ihn ziehts erst noch mal ins Cafe-Haus. Der Fremde aus der deutschen Provinz ist erstaunt, wie voll die Weltstadt-Cafés noch zur späten Nachtzeit dort sind. Man trinkt, man plaudert und ist guter Dinge – ja, der



Wiener geht gern und viel aus und sein besseres Zuhause – so kann man etwas überspitzt sagen – ist das Café-Haus. Er sitzt nicht gern in seinen vier Wänden, er sucht die Geselligkeit und braucht sie. Wo sich der aromatische Duft von Kaffee mit dem von feinen Zigaretten mischt, dort atmet und blüht der Wiener auf, dort entfaltet er dann im unverbindlich-heiteren Gespräch seinen ganzen Charme, der Menschen anderer Nationen, die nicht so durchtränkt sind von anziehender Liebenswürdigkeit, immer wieder bezaubert. Dieser unvergeßliche Charme aber ist nicht das Merkmal von Angehörigen einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht, oh nein, der kleine Friseur in einer der vielen Gassen, der den Fremden auf die Straße hinaus begleitet und ihm die Richtung weist und sich mit einem „Kompliment“ und Handschlag verabschiedet, strahlt ihn genauso aus wie das alte Mütterchen, das einen Umweg auf sich nimmt, um ins irgendetwas Baudenkmal zu zeigen und seine Geschichte zu erzählen. Auch der junge Kellner, Herr Max gerufen, erweicht unser „hartes“ Preußenherz durch seine zuvorkommende Höflichkeit, die uns jegliche Arbeit außer der des Kauens

abnimmt. Er betreut seine Gäste wirklich und liest ihnen die Wünsche von den Augen ab. Man hat das gute Gefühl, daß er Zeit für einen hat und empfindet die vielen „Bittschöns“ und „Küß-die-Hand“ und „Habe-die-Ehre“, die er in seiner weichen, melodösen Wiener Mundart freigebig verteilt, als zusätzliche Würze des Mahles. So vergeht die Zeit im Fluge und auf

angenehme Weise, und man bedauert am Ende des Wiener Aufenthaltes ein wenig, wieder in eine Welt zurückkehren zu müssen, in der niemand Zeit hat, und Charme und Höflichkeit genauso selten geworden sind wie jene leichtere und elegantere Art, die guten und schönen Dinge des Lebens zu nehmen und in Ruhe zu genießen... Servus – Wien.

Das Wunder von Berlin

- „Zum erstmalig in der Geschichte müssen wir Berlin lieben“, schreibt die Wiener „Arbeiter-Zeitung“:
- „Wie würden die Wiener reagieren, wenn sie des Sonntags nicht einmal mehr auf die Skiwiesen von Kaltenleutgeben, auf die Rax, in die Wachau fahren dürften? Wenn sie kein Fußballmatch in Krems oder Wiener-Neustadt besuchen könnten? Nun, Berlin trägt diese Last schon seit mehr als zehn Jahren. Und es trägt sie großartig, bewundernswert! Die Berliner stolzieren nicht dramatisch herum, sie gehoben sich nicht wie heldische Standbilder ihrer selbst, sondern sie leben so, als wäre just dieser Stand der Dinge das Normale. Eine solche Gemütsverfassung ist uns wohl bekannt. Auch um uns hat sich die halbe Welt einst die angstvollsten Sorgen gemacht – nur wir Wiener selber blieben gelassen und heiter. Dasselbe wiederholt sich heute und schon seit Jahren in Berlin, nur noch um ein paar Grade verschärft.“
- Das kleinere Berlin ist innerlich größer denn je zuvor. Berlin, das wir – zum erstmalig in der Geschichte – lieben müssen.“

Zwischen Alpenrosen und Dreitausendern...

EIN REISEZIEL FÜR MENSCHEN, DIE SICH WIRKLICH ERHOLEN WOLLEN!

Wenn Sie Ihren Urlaub inmitten der „großen Welt“ verbringen wollen, wenn Sie Soraya beim Five-o-clock-tea treffen oder gar Toni Sailers Wasserski-Fortschritte bewundern wollen, dann brauchen Sie die folgenden Zeilen erst gar nicht zu lesen. Unser Urlaubsstip führt Sie nämlich nicht nach Monte Carlo, nicht nach Nizza oder Venezia... Sie sollen Colfuschg – oder richtiger: Colfosco – kennenlernen. Colfuschg? Noch nie gehört? Um so besser. Hier gibt es keine palmenumsäumte Strandpromenade, dafür aber stille Wanderwege unterhalb mächtiger Dreitausender. Hier gibt es kein windgepeitschtes Salzmeer, dafür aber einen ruhigen kristallklaren Bergsee. Hier wird nicht Wasserski gefahren, sondern höchstens Tennis, Tischtennis oder auch Boccia gespielt. Statt Sekt trinkt man hier die besten Tiroler Weine, die nicht nur köstlich, sondern auch preiswert sind, und statt Austern und Hummern schmeckt Ihnen hier die gute italienische und Wiener Küche.

Doch nun zum Ort selbst: Colfuschg liegt in der bezaubernden Berglandschaft der Dolomiten, 1700 m hoch. Umgeben von herrlichen Lärchen- und Fichtenwäldern und dem senkrecht abfallenden Felsmassiv der Sellagruppe – in nächster Nähe der Marmolada –, garantiert dieses kleine deutschsprechende Bergdorf für wirkliche Ruhe und Erholung. Alpenrosen, Berglilien und die Königin der Alpenblumen, das Edelweiß, erfreuen Ihr Auge – und über Ihnen leuchtet der ewig blaue italienische Himmel. Nur selten verirrt sich ein Auto in diese Gegend, denn Colfuschg wurde für den Fremdenverkehr noch nicht entdeckt.

Herr Lengger, bergerfahrener Südbremser und Kenner oberbayerischer, österreichischer und südtiroler Urlaubsziele, hat für Sie, unsere Leser, bereits die Kosten Ihres Urlaubs in Colfuschg errechnet:

Bahnfahrt München-Colfuschg und zurück = DM 39,—
Pensionspreis pro Person und Tag = DM 10,—



Auf unserem Foto können Sie die Villa „Riposo“, was soviel wie „Zur Ruhe“ heißt, erkennen. Dort würden Sie ein Zimmer mit fließendem Kalt- und Warmwasser vorfinden und außer drei täglichen Mahlzeiten sehr viel Ruhe serviert bekommen... Um Ihren Urlaub so preisgünstig wie möglich zu gestalten, ist es ratsam, gemeinsam diese Urlaubsreise anzutreten. Herr Lengger hat bereits den Reiseterrmin festgelegt: Abfahrt Samstag, den 27. 6. 1959 ab München. Rückfahrt 14 Tage später. Für 200 DM 14 Urlaubstage in den Dolomiten – na, wäre das nicht etwas für Sie aus Berlin, Mannheim, München und Volmarstein? Wenn ja, bitte schreiben Sie doch bis zum 20. Mai direkt an die Schriftleitung der Werkzeitschrift, Knorr-Bremse AG, München 13, Moosacher Straße 80. Wir teilen Ihnen gerne alle Einzelheiten mit!

Eine Stadt hält den Atem an

Es war an einem Freitagnachmittag in den Wochen vor Weihnachten in Mannheim. Die Innenstadt glich einem Ameisenhaufen, denn schließlich stand ja das Weihnachtsfest vor der Tür und mit ihm liebe Menschen unter dem Christbaum, die beschenkt werden wollten... Und da Geschenke in Ruhe und mit Liebe und deshalb nicht erst im letzten Augenblick eingekauft werden sollten, lag denn die Idee zu einem Einkaufsbummel an diesem Freitag quasi in der Luft. Außerdem hätte es Geld gegeben.

So faßte auch Frau Lieblich den Entschluß, diesen schönen Tag zu nutzen. In der linken Hand die Lohntüte ihres Gatten, in der rechten den Wunschzettel ihrer Lieben bemerkte sie etwas später befriedigt, daß ihre Idee so abwegig nicht wahr – halb Mannheim machte Weihnachtseinkäufe. Frau Lieblich holte dann noch einmal tief Luft und ließ sich im Strom der Menschen treiben, der schließlich in ein Kaufhaus-Portal einmündete. Sie steuerte auf die Abteilung Glas und Porzellan im 3. Stock zu, um nach einem zierlichen Väschen – Herzenswunsch der jung verlobten Tochter Lisa – zu suchen, als es geschah: die Neonlichter flackerten noch einmal auf – und dann lag das große Kaufhaus im Halbdunkel. Der Strom war weg – das Licht war aus.

In das nun anhebende Gemurmel der verstörten Kunden mischten sich bald die energischen Stimmen der Verkäuferinnen, die zu Ruhe und Ordnung ermahnten. Kinder fingen an zu schreien, und in der Porzellan-Abteilung klorrte es verdächtig – während starke Männer die Kassen bewachten. Ein Kaufhaus ohne Licht ist wie ein Auto ohne Benzin – unbrauchbar und zu nichts nütze. Hier und da leuchtete zwar eine Taschenlampe auf, und die Abteilung „Weihnachtsdekoration“ stellte bereitwillig bunte Kerzen zur Verfügung, aber man will ja schließlich sehen, was man kauft!...

Während Frau Lieblich die bewegungslose Rolltreppe zum 2. Stock herunterstolperte, vernahm sie aus der Ecke, in der sonst der Fahrstuhl die Käufer durch die Stockwerke schleust, eine heftige Debatte. Der Chef des Hauses, der Elektriker und mehrere Abteilungsleiter berieten, wie die bedauernswerten Menschen zu erlösen seien, die nun jetzt zwischen den Stockwerken hängengeblieben waren. Frau Lieblich dankte aus vollem Herzen ihrem Schutzengel, der sie die Rolltreppe nehmen ließ und bahnte sich einen Weg zum Ausgang. Hier aber erwartete sie die größte Überraschung: die findige Geschäftsleitung hatte, um wenigstens noch in etwa den Verkaufsbetrieb aufrecht zu erhalten, ein Auto ins Parterre gefahren, wo sich im Licht der Scheinwerfer die Unerschütterlichsten den Stoff für ihr Weihnachtskleid aussuchen konnten...

Um es kurz zu machen: ein Erdschluß im Umspannwerk hatte einen Brand und eine Explosion verursacht und so die Stromversorgung in vielen Teilen der Stadt stundenlang lahmgelegt. Erst gegen 18.45 Uhr leuchtete das Licht in einem Teil der Innenstadt wieder auf. – Deshalb erreichte auch Frau Lieblich an diesem Nachmittag ihr Heim nicht mehr, denn ohne Strom kann keine Straßenbahn fahren. In den Hauptstraßen herrschte ein totales Verkehrschaos, weil keine Ampel funktionierte. Frau Lieblichs Nachbarin brachte von ihrem Friseur keine Dauerwellen, sondern einen Dauerschnupfen mit nach Hause – wie sollten denn auch ohne Föhn die Haare trocknen? In den Zeitungsdruckereien rang man die Hände: wie konnte denn die Zeitung pünktlich erscheinen, wenn alle Setzmaschinen stillstanden? Hunderte von Verkäuferinnen hatten schon am frühen Nachmittag ihren Feierabend, weil man sie lieber nach Hause schickte, als lichtscheuem Gesindel Tür und Tor zu öffnen. Die Freude darüber wurde allerdings getrübt durch den Umstand, im Dämmerlicht bei Wind und Kälte zu Fuß den oft stundenlangen Heimweg antreten zu müs-

sen. Einzig und allein die Krankenhäuser brauchten keine Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen: sie verfügten über eine Notstromanlage, die sich automatisch einschaltet, sobald die Stromversorgung unterbrochen wird.

Wenn der Strom ausfällt ...

schaltet sich automatisch die MWM - Sofortbereitschafts-Notstromanlage ein und übernimmt ohne Unterbrechung die volle Stromversorgung.

MWM

Sofortbereitschafts-Notstromanlagen

in serienmäßiger Ausführung

von 12-120 kVA

MWM DIESEL

MOTOREN-WERKE MANNHEIM AG
VORM. BENZ. ABT. STAT. MOTORENBAU

Unter den wenigen Personen, denen dieser unvorhergesehene Stromausfall gelegen kam, waren die Mitarbeiter unseres MWM-Verkaufsbüros in Mannheim. Schon am nächsten Tag erschien in den Zeitungen eine große Anzeige, auf die hin mehrere Unternehmen umgehend eine Notstromanlage erwarben. So hatten die Mannheimer Stadtwerke – wenn auch unfreiwillig – bedeutend erfolgreicher für unser MWM-Erzeugnis geworben, als es der beste Werbeprospekt jemals vermog!

Die Formereien im Stahlwerk Volmarstein

Die in den letzten Jahren in Angriff genommene Modernisierung der Stahl- und Graugießerei in unserem Werk Volmarstein gliedert sich in 4 Hauptprojekte:

1. Erweiterungsbau Graugießerei
2. Bau von zwei vollautomatischen Sandaufbereitungen (Stahlguß und Grauguß)
3. Einrichtung der Rollbandfertigung (Stahlguß und Grauguß)
4. Bau eines 6 to E-Ofens für die Stahlgießerei.

Ein Gang durch die neuen Sandaufbereitungsanlagen soll uns mit einem der vielen Faktoren vertraut machen, die zur Herstellung eines sauberen Gußstückes entscheidend beitragen.

Heute werden für größere Stückzahlen Formmaschinen mit zum Teil vollautomatischem Arbeitsablauf eingesetzt und nur kleinere Serien und Einzelstücke noch von Hand geformt. Hierzu dienen verschiedene Formstoffe:

a) Formsand — ein Gemenge von Quarzsand und Ton mit geringen Beimengungen bis 6%, die häufig die Farbe begeben.

b) Kernsand — tonfreier Quarzsand, der mit organischen oder anorganischen Bindemitteln versehen und in Kerntrockenöfen bei 150–220° C getrocknet wird. Gefordert werden, da die Kerne ja allseitig von Stahl oder Eisen umschlossen sind, hohe Feuerbeständigkeit, hohe Gasdurchlässigkeit und guter Zerfall nach dem Abguß.

c) Lehm — (entkalkter Ton) für spezielle Aufgaben, wie Walzenguß, noch heute im Einsatz.

Durch den Quarz erhält man die Feuerbeständigkeit von etwa 1730° C, während der Ton als Bindemittel für die einzelnen Quarzkörner dient.

Es liegt auf der Hand, daß der aus Gruben gewonnene Sand, die Wasserzugabe und das Mischungsverhältnis Altsand-Neusand unterschiedlich ausfallen und zu Gußfehlern führen können. Neben der laufenden Sandprüfung, der Bestimmung von Feuchtigkeit, Gasdurchlässigkeit, Scher-, Biege- und Druckfestigkeit führte man daher die maschinelle Aufbereitung des Formsand ein und erreichte bei dosierter Zugabe der Bestandteile eine gleichmäßige Güte. Zwei dieser modernsten vollautomatischen Aufbereitungsanlagen wurden vor einiger Zeit in der Stahl- und Graugießerei aufgestellt und arbeiteten bisher sehr zufriedenstellend.

Mit der Inbetriebnahme war ein Wechsel der Sandsorten verbunden, nämlich vom halbsynthetischen zum vollsynthetischen Formsand. Wurde früher dem Altsand, also der aus den abgegossenen Kästen zurückgewonnene Sand, Tonsand in Anteilen bis zu 35% beigemischt, setzt man heute einen anorganischen Binder, den Bentonit, zu. Unter Bentonit wird ein feingemahlener Ton verstanden, der einen hohen Gehalt an Tonmineral „Montmorillonit“ aufweist. Dieser Montmorillonit ist ein wasserhaltiges Natrium-Aluminium-Silikat und hat eine sechs- bis siebenfach höhere Quellfähigkeit als üblicher Ton, z. B. Kaolin. Hierbei ist ein Na-Bentonit, in Amerika natürlich vorkommend, dem bei uns gewonnenen Ca-Bentonit sehr überlegen. Die meisten Erzeuger aktivieren deshalb mit Soda zu Na-Bentonit. Der Vorteil des Binders liegt darin, daß nur 2–5% dem Sand zugesetzt wird und die Gasdurchlässigkeit sehr gute Werte zeigt.

Wir verfolgen nun den Sandfluß an Bild 1, dem Schema der Aufbereitungsanlage Grauguß. Die abgegossenen Kästen werden auf Rüttelroste (1) gesetzt und ausgeleert. Der Sand fällt, z. T. noch glühend, auf ein Förderband (2) im Keller, passiert hier Sandschleuder (4), Magnetabscheider (3) zur Eisenerfennung und eine Wasserberieselung. Vor Eintritt in den Altsandbunker (7), über ein Becherwerk (5), gelangt

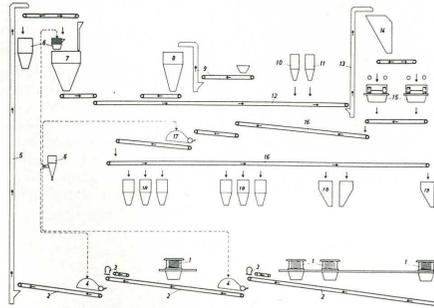


Bild 1: Schema der Aufbereitungsanlage

der Sand in ein Polygonsieb (6) mit Entstaubung, in dem harte Kernstücke und der zu Staub verbrannte Bentonit und Sand abgezogen werden. Altsandbunker (7), Silbersandbunker (8), Bentonit- (10) und Kohlenstaubbunker (11) bilden die Gattierungsgruppe, die ihren Inhalt auf ein Gattierungsband (12) fördern. Die prozentualen Anteile errechnen sich aus der regelbaren Bandgeschwindigkeit und dem einstellbaren Schieberquerschnitt der Vorratsbunker.

Bild 2 zeigt das Becherwerk (13), mit dem die trockene Mischung in den Vorratsbunker (14) über den beiden Kollergängen (15) gefördert wird. Eine eingebaute Sonde setzt Förderbänder und Becherwerk bei Füllung des Bunkers still. Bild 3 zeigt uns den Vorratsbunker (14), darunter das reversible Beschickungsband für die beiden Kollergänge (15), die je 1 cbm Formsand in etwa 5 Minuten herstellen.

Die zuzusetzende Wassermenge wird eingestellt und schwankt mit der Sandwärme. Der Arbeitsablauf ist vollautomatisch und schließt ein:

1. Kollerfüllung mit etwa 20 Sekunden.
2. Wasserzugabe mit etwa 30 Sekunden.
3. Intensive Mischung mit schweren Kollergängen etwa 3 Minuten.
4. Öffnung der Bodenklappen mit Ausleerung etwa 1 Min.
5. Schließung der Bodenklappen und sofortige Neufüllung.

Bild 4 zeigt die Bedienungstafel der Mischanlage mit den Zeit-Uhren für Kollern und Füllung. Eine Schaltung von Automat auf Einzelbedienung ist möglich. Bild 5 erläutert in einem Ausschnitt der Graugießerei die Anordnung der Sandbunker (18) über den Formmaschinen, die Füllung der Formkästen erfolgt über Vibrationsschütten, während der Modellsand, der in dünner Lage das Metallmodell umschließt, aus dem Mittelbunker von Hand aufgebracht wird. (Bild 4.)

Am Ende des Fertigsand-Förderbandes (16) stehen Endbunker (19) zur Sandentnahme für die nicht am Rollband arbeitenden Maschinen und Handformer.

Ein Blick in die Rollbandfertigung der Stahlgießerei zeigt das gleiche Bild. (Aufnahme 7.) Links oben das Förderband für den Stahlguß-Einheitssand, darunter die Sandbunker mit Formmaschinen. Rechts am Rollbande stehen die Rüttelroste zur Ausleerung der Kästen.

Bild 8 zeigt den Abguß am Rollband und die Anordnung der Sandbunker in der Abteilung Stahlguß.

Mit der Inbetriebnahme dieser beiden Anlagen, die pro Tag zusammen etwa 150–180 Tonnen Formsand herstellen, wurde die Rollbandfertigung erst ermöglicht und damit eine weitgehende Rationalisierung der Fertigung erreicht.

Weber, Volmarstein

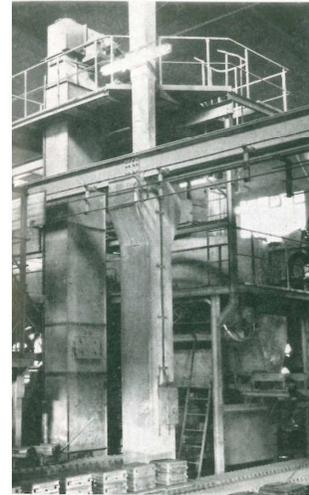


Bild 2: Teil der Mischanlage mit Becherwerk

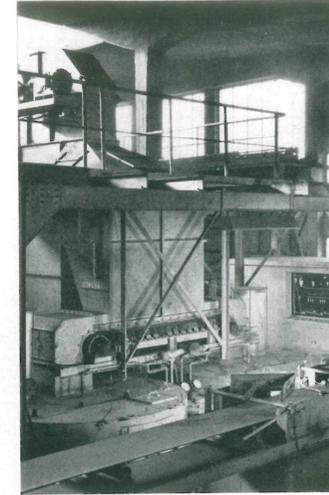


Bild 3: Mischer mit Vorratsbunker und Schalttafel

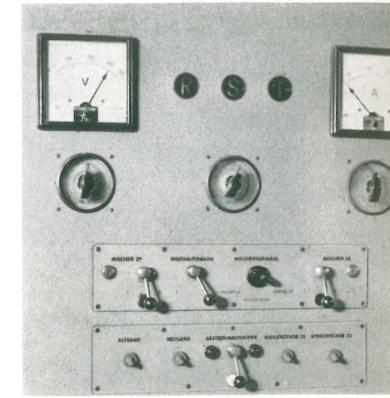


Bild 4: Bedienungstafel der Mischanlage



Bild 5: Sandbunker über den Formmaschinen für die Rollbandfertigung



Bild 7: Rollbandfertigung Stahlguß

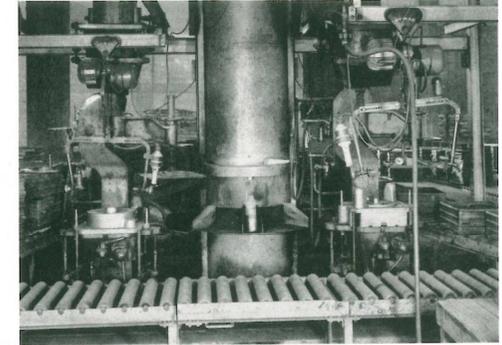


Bild 6: Formmaschinenpaar für Schwungscheibenfertigung



Bild 8: Abguß am Rollband in der Stahlgießerei

Auf den Spuren unserer Arbeit

Vor dem modernen Tankwagen der Shell-Austria auf der Wiener Frühjahrsmesse verweilen viele Besucher. Auch solche ohne technische Vorbildung und Interesse, denn am Beispiel dieses Sattelschleppers wurde deutlich, daß auch Erzeugnisse der Technik, bei denen alles auf Zweckmäßigkeit abgestellt ist und sich alles dem Nutzen unterzuordnen hat, in einem gewissen Sinne schön sein können ...

Was den Sehleuten an dem rot-gelben Shell-Zugwagen besonders gefiel, war die großzügige Eleganz der Linienführung des langgestreckten achtradrigen Wagens – was sie nicht sahen, was aber uns interessierte und auffiel, waren natürlich die Steuerventile AS 508 und 509, die von der Knorr-Bremse geliefert wurden. Auch die Tatsache, daß die luftgefederten Achsen des Zugwagens lastabhängig gebremst sind, wobei die Bremskraft erstmalig in Österreich vom Druck in den Luftfederbälgen gesteuert wird, erschien uns interessant.

Darüber hinaus aber interessierten wir uns natürlich für den späteren Einsatz dieses Shell-Landstraßen-Giganten. Wohin würde der mit der Hardy-Knorr-Bremse ausgerüstete neue Zugwagen, wenn schließlich sein umfangreicher Bauch voll Treibstoff gefüllt war, wohl



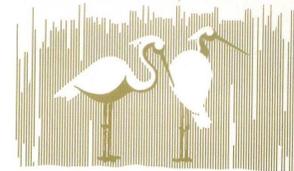
rollen? Überall dorthin, wo Shell-Tankstellen neue Nahrung brauchten, beispielsweise bis dicht an den Eisernen Vorhang – bis dorthin, wo das Netz der Shell-Tankstellen jäh abreißt. Drüben, in den Ostblockstaaten und auch in Jugoslawien gibt es ja nur volkseigenes bzw. staatliches Benzin. Man erkennt am Geruch, wer diesseits oder jenseits der Grenze getankt hat, denn das östliche Benzin stinkt, mit Verlaub gesagt. Bei der Auskunft, daß der neue Zugwagen mit Hardy-Knorr-Bremsen bis

direkt an den Eisernen Vorhang vorstoßen würde, wurden wir hellhörig... Wir fanden, daß es unsere Leser vielleicht interessieren könnte, eine solche Grenzlandfahrt mitzumachen... Und da das Ausstellungsobjekt ja noch unabkömmlich war, beschlossen wir, einfach mal im voraus auf eigene Faust und im eigenen VW seine künftige Tour abzufahren und mit wachen Augen die Besonderheiten einer solchen Fahrt zur letzten österreichischen Tankstelle zu schildern.

Wo schwarze Türme über der Pußta wachen



Das ist ein kleiner Teil des insgesamt 293 qkm großen Neusiedler-Sees, den wir von dem Dorf Neusiedl aus fotografierten. Es war kalt und regnerisch, und die nahezu undurchdringlichen Wälder von übermannshohem Schilf, in denen zur wärmeren Zeit Millionen verschiedener Vögel – von der Ente und dem Storch bis zum Silberreiher und Schwan – nisten, lagen noch tot und ohne Leben da. Nur wenn der Wind in das Rohrschungel fuhr, rauschte es geisterhaft.



Der Neusiedler-See, Mitteleuropas Vogelparadies, ist ein seichter Steppensee und im Sommer nicht tiefer als 1/2 bis 3/4 Meter. Er ist nur von Booten mit sehr geringem Tiefgang, besonders den sogenannten „Stangel-Zillen“ befahrbar. Aber auch dieser romantische seichte See – das „Meer der Wiener“ genannt, weil nur ca. zwei Autostunden von der



Hauptstadt entfernt – kann gefährlich werden. Wenn der Wind von der Pußta zum Sturm anwächst, peitscht er nicht selten das Wasser zu meterhohen Wellen auf, die ohne weiteres Boote zerschmettern können. Dies mußten vor Jahren einige Deutsche erfahren, die zu weit und ohne auf die kundigen Fischer zu hören, hinausgefahren waren. Im Unwetter zerschellte ihr Boot, und sie versuchten, watend das feste Land zu erreichen. In der Wildnis des Schilfwaldes aber verirrteten sie sich. Erschöpfung, Hunger, Nässe und Kälte taten das ihrige. Am nächsten Morgen fanden Fischer drei Leichen. – Als uns die brave Krämerfrau dies erzählte, fügte sie noch hinzu: „Erst neulich ist wieder hier etwas passiert, und wieder mit einem Deutschen, einem Rheinländer. Er fuhr mit seinem Mercedes aufs Eis, obwohl man ihn gewarnt hatte, und brach natürlich prompt ein, sackte weg wie ein Stein. Gottlob gelang es ihm noch rauszukommen. Der Wagen wurde mit Hilfe österreichischer Panzer aus dem See gezogen...“



Um den See herum in weitem Umkreis erstreckt sich fruchtbares Land, vorwiegend fetter, schwarzer Boden. Es ist ein bekanntes Weinbaugebiet, und der rote Wein aus Oggau und der aus Rust ist außerordentlich wohlschmeckend und preiswert.



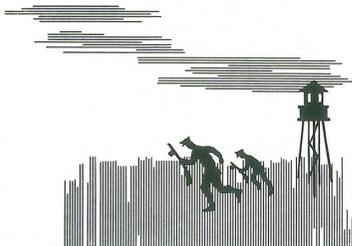
Das ist ein Blick auf die so oft besungene ungarische Pußta mit dem typischen hölzernen Ziehbrunnen. Weit schweift das Auge über diese Tiefebene und findet fast keine Haltepunkte – nur hier und da ein einzelner Baum und ein Heuhaufen, sonst nur einsames, flaches Land, über das hinweg der Wind zieht und melancholisch stöhnt.



Das ist Andau, ein kleines Dorf im äußersten verlorensten Winkel des österreichischen Burgenlandes. Wir hatten dieses Andau als Reiseziel gewählt nicht nur, weil sich die letzte Shell-Tankstelle vor der Grenze dort befindet, die irgendwann einmal von dem neuen Tankwagen mit der Hardy-Knorr-Bremse besucht werden würde, sondern auch noch aus einem andern Grunde... Bei Andau nämlich, zwischen Sümpfen und der ungarischen Pußta, hatte im Oktober 1956 eine kleine Brücke gestanden, über die in wenigen Tagen und Nächten 20 000 Ungarn in die Freiheit geflüchtet waren... 32 Professoren und 500 Studenten, die Primaballerina der Budapester Oper mit einem Teil des Balletts, die drei bekanntesten Zigeu-

nerkapellen Ungarns, Tausende von Ingenieuren und Facharbeitern, die Budapest Symphoniker und zahlreiche namhafte ungarische Künstler und Schriftsteller – sie alle gingen, hilfreich geleitet von den Österreichern, über die schwankenden Holzplanken dieser Brücke. „The Bridge of Andau“ lautet der Titel des Buches von James Michener, an den wir uns sofort erinnerten, als wir auf der Karte den Ortsnamen Andau entdeckten. – Wie sah diese Brücke heute wohl aus, die so vielen Menschen zum Schicksal wurde? Konnte man noch Spuren der erschütternden Tragödien, die sich dort abgespielt hatten, finden oder war alles schon wieder vergessen und vom Pußta-Wind verweht...?

Das ist die Stelle, von der aus, einen Steinwurf weit entfernt, die Brücke von Andau über einen Entwässerungsgraben, der Österreich von Ungarn trennt, führte. Ja, sie steht heute nicht mehr dort, denn Russen und ungarische Grenzposten hatten sie noch vor Ende des ungarischen Aufstandes abgerissen und verheizt. Es ist nichts mehr von ihr übrig. Es gibt auch kein Denkmal zur Erinnerung an die Flucht der 20 000 – wenigstens kein sichtbares Denkmal, denn in ihren Herzen werden die 20 000 Ungarn, wo immer in der Welt sie auch eine neue Heimat gefunden haben mögen, an diese kleine Brücke voll Dank denken, und sie werden ihren Kindern davon erzählen – und so wird die Brücke von Andau weiterleben und vor jeglicher Zerstörung gefeit sein, denn gegen den Geist dieser Brücke, gegen die Legenden und Heldensagen die sich jetzt schon um sie ranken, helfen weder Äxte noch Maschinengewehre.



Wir ließen den Wagen im Angesicht des großen Wachturmes stehen und gingen bis dicht an den ungarischen Stacheldraht, vor dem drei rot-weiße Wimpel das Ende des äußersten Hoheitsgebietes markieren. „Vorsicht!“ warnte unser Führer, „erst neulich sind zwei Engländer, die hierher mit einem Motorroller kamen, um die Grenze zu besichtigen, vom Turm aus unter Feuer genommen worden. Sie mußten schleunigst Reißaus nehmen, volle Deckung suchen und auf den österreichischen Zöllner warten, bei dessen Erscheinen die dort drüben dann endlich das Schießen aufhörten...“ „Aber da in dem Turm sitzen doch jetzt sicher keine Ungarn – bei der Kälte und dem Nieselregen?“ warfen wir ein und gingen mit dem Fotoapparat in Stellung. Aber kaum hatten wir dies ausgesprochen, als schon auf dem Turm die Gestalt eines ungarischen Soldaten in erdbräuner Uniform sichtbar wurde. Er machte mit seiner Maschinenpistole eine abwehrende Bewegung, die soviel bedeuten mochte wie „Macht euch davon, sonst knallt es!“ „Verschwinden wir lieber!“ flüsterte unser Führer, „sie fackeln da drüben nicht lange. Es ist wie im Kriege.“ Schnell traten wir hinter einen Busch und machten einige Aufnahmen, als drüben auf dem Turm sich wieder etwas regte und sich zwei Köpfe scharf gegen den grauen Himmel abhoben. Nun wandten wir uns lieber

doch um und schlenderten langsam zum Wagen. Allerdings wohl zu langsam, denn als wir uns zufällig noch einmal umdrehten, sahen wir zu unserem Erschrecken, daß die beiden Ungarn auf den Stacheldraht zuliefen. „Los – schnell!“ rief unser Führer. „Sonst schnappen sie uns noch, denn sie kennen genau den Pfad durch die Minenfelder. Sie haben sich schon mal zwei Leute aus unserm Dorf hier am Stacheldraht gegriffen und über die Grenze gezerrt. Erst nach sechs Monaten kamen die dann zurück...“ Gottlob, daß wir den Wagen vorsichtshalber schon gewendet hatten und der Motor noch lief! Ja, es war uns wirklich ein wenig unheimlich geworden, denn diese Einsamkeit hier an der verlorenen Grenze war wirklich bedrückend. Weit und breit sah man keinen Menschen außer den ungarischen Soldaten. Freilich, irgendwo ging ein einzelner österreichischer Grenzer seinen gewohnten Patrouillen-

gang – aber bis er hier auf uns stieß, konnte es schon zu spät sein. Links und rechts des Straßendamms erstreckte sich Sumpf, und bis zum Dorf Andau mochten es wieder gute 10 Minuten Autofahrt sein durch menschenleeres Land. Uns fröstelte im Wagen – und zwar nicht nur wegen der Kälte. Eine Drohung lag in der Luft. Sie kam von den dunklen Wachtürmen und aus dem Stacheldrahtverhau, von den getarnten Schützenlöchern und von den Minenfeldern. „Ich kann gut ungarisch, denn meine Mutter ist von drüben,“ sagte der Bauer neben uns im Wagen bedrückt, „aber sie sprechen nicht mit uns, sie antworten nicht mehr – und jetzt sollen sogar die Wachtürme aus Holz längs der Grenze durch solche aus Stahl und Eisen ersetzt werden...“ „Nun, das ist ja auch eine Antwort,“ sagten wir und dachten traurig an die schwarzen Wachtürme über den grünen Feldern Thüringens...

Dritter Werkwohnungs- **BAU** der Südbremse

Als Herr Direktor **Waldschmidt** sich vor einem Jahr entschloß, abermals Werkwohnungen zu bauen, standen diesem Vorhaben mehrere Hindernisse im Wege. Ein Bauplatz war zwar vorhanden, aber es standen noch baufällige Halbbrüden darauf, die von drei Parteien bewohnt wurden und erst frei gemacht werden mußten, ehe an ihren Abbruch gedacht werden konnte. Die Mietparteien andererseits waren alte und kranke alleinstehende Frauen – der übliche Weg einer Freimachung durch Räumungsklage und Gerichtsvollzieher war also von vornherein unmöglich. Noch schwieriger war die Finanzierungsfrage. Um die Mieten niedrig halten zu können, war die Inangriffnahme eines Baues abhängig gemacht worden von der Gewährung eines Staatsdarlehens. Die für Staatsdarlehen verfügbaren Mittel aber waren in München im Januar 1958 bereits restlos vergeben. Wir kamen zu spät. Auch die Beschaffung der ersten Hypothek war äußerst problematisch. Bei unseren früheren Bauvorhaben Frohschammerstraße und Kantstraße hatten wir die erste Hypothek zu Zinssätzen von 5¼% und 6% erhalten. Inzwischen war aber das allgemeine Zinsniveau ganz erheblich angestiegen und lag damals bei 7½%, bestenfalls 7%! Sich eine derartige Zinslast für viele Jahrzehnte aufzubürden, war zweifellos zu gefährlich. Diese unüberwindbar erscheinenden Schwierigkeiten schreckten uns dennoch nicht ab. Zunächst wurde trotz der geringen Aussichten ein Staatsdarlehen beantragt, außerdem das Wohnungsamt gebeten, die drei Mietparteien der Abbruchgebäude baldmöglichst anderweitig unterzubringen. Dankbar muß anerkannt werden, daß die Behörden unseren Wünschen Verständnis entgegenbrachten. Trotzdem mußten noch viele bürokratische Hindernisse überwunden werden. So gelang es zwar, nach anfänglichen Schwierigkeiten vom Wohnungsamt eine Zusage zu erhalten, die drei Mieterinnen in dem städtischen Bauvorhaben Senftenauer Straße, 8, Bauabschnitt, der am 1. 5. 1958 bezugsfertig werden sollte, unterzubringen. Diese gute Absicht des Wohnungsamtes wurde dann aber von der städtischen Bauverwaltung gründlich verwässert. Als der 1. 5. herankam, erfuhren wir, daß der Bau erst am 1. 7. bezugsfertig wird, und am 1. 7. hieß es dann: 15. August. Tatsächlich zogen dann Ende August zwei Mietparteien aus, aber die letzte Mieterin, 80 Jahre alt und bereits sehr hinfällig, erhielt erst Ende September eine neue Unterkunft, die sie jedoch nicht beziehen konnte, weil sie inzwischen erkrankt war. Nur durch die tatkräftige Hilfe der Gattin unseres Hauswartes der Häuser Kantstraße gelang es einerseits, die Mieterin ins Krankenhaus zu bringen, andererseits, ihre Möbel in die neue Wohnung zu bringen und die alte Wohnung zu räumen, was eine unbeschreibliche Herkules-Arbeit war. Als dann im Oktober endlich mit dem Bauen begonnen werden konnte, war kaum zu hoffen, daß die Witterung es noch erlauben würde, den Rohbau zu vollenden, bevor die Winterkälte zur Einstellung der Arbeiten zwingen würde. Wider Erwarten war aber das Wetter so günstig, daß der Rohbau am Tage vor dem Heiligabend vollendet werden konnte. In den ersten Januar Tagen wurde dann noch rasch das Dach gedeckt. Diese Arbeit konnte zwei Tage vor dem großen Schneefall im Januar beendet werden. Hinsichtlich der Finanzierung waren die Schwierigkeiten kaum geringer. Da die Hoffnung zerrann, daß noch Mittel für Staatsdarlehen verfügbar werden könnten, entschloß sich die Direktion, Ende Juni einen Antrag auf Gewährung einer Zins- und Tilgungsbeihilfe zu stellen, einer moderneren

Form der staatlichen Förderung. Die Bewilligung dieses Antrags ist uns, obwohl sie schon am 25. 7. 1958 erfolgte, erst am 23. 2. 1959 offiziell mitgeteilt worden, weil sich aus der Tatsache, daß nur die beiden Häuser an der Schleißheimer Straße gefördert werden, nicht aber das dritte, rückwärtige Gebäude, die Notwendigkeit ergab, eine Teilungsmessung des Grundstückes durchzuführen, und weil dies wieder zu Schwierigkeiten mit der Lokalbaukommission wegen Einhaltung der Grenzabstände und anderer Vorschriften des Baurechts führte, deren Beseitigung viel Zeit und Mühe erforderte. Bei der Suche nach einer ersten Hypothek stellten wir Anfang 1958 fest, daß die Bedingungen der städtischen Sparkasse am günstigsten waren, die eine Verzinsung von 7% vorsahen. In der Hoffnung auf eine Senkung des allgemeinen Zinsniveaus haben wir die Verhandlungen mit der Sparkasse, die sich über 8 Monate hinzogen, nicht zu einem Abschluß gebracht, sondern erst Mitte September, nachdem der Zinssatz auf 5½% abgesunken war, eine feste Zusage erbeten. Leider hat die Sparkasse hierauf erst am 6. 10. 1958 geantwortet, nachdem sich die Zinssituation wieder merklich verschlechtert hatte. Sie bot zu 6% an. Hierauf gingen wir nicht ein, sondern schlossen nunmehr mit der Landwirtschaftsbank ab, die uns bereits die erste Hypothek auf die Häuser Kantstraße gegeben hatte. Sie billigte uns 5½% Zinsen zu. Ein Termin für die Bezugsfertigkeit der Wohnungen ist noch nicht absehbar, weil dafür die künftige Entwicklung des Wetters und viele andere ungewisse Faktoren mitbestimmend sind. Voraussichtlich wird es Anfang Juli werden. In den beiden Häusern an der Schleißheimer Straße werden 17 Wohnungen mit je 3 Zimmern, Küche und Bad (75–87 qm) errichtet, 2 Wohnungen mit 2 Zimmern, Küche und Bad (70 qm) und eine Wohnung mit 4 Zimmern, Küche und Bad (102 qm). Da – wie früher – versucht werden wird, auch die Wohnungen zu erfassen, die bisher von den berücksichtigten Bewerbern bewohnt wurden und nun frei werden, dürfte sich die Zahl der verfügbaren Wohnungen noch etwas erhöhen. Trotzdem ist der Andrang der Bewerber, deren Zahl 160 bereits erheblich überschritten hat, überwältigend, und die Auswahl wird sehr schwierig werden. Sie ist diesmal etwas freier dadurch, daß uns hinsichtlich der Berücksichtigung von Flüchtlingen, Bombengeschädigten, Spätheimkehrern, Kinderreichen und Wenigverdienenden seine Vorschriften gemacht worden sind. Wegen der unterschiedlichen Größe der Wohnungen wird andererseits diesmal die Frage der Verteilung der Wohnungen auf die Bewerber zusätzliche Mühe machen. Die Miete wird sich auf 1.40 DM je qm im Durchschnitt belaufen, in den begehrten Stockwerken etwas höher, in den anderen etwas niedriger. Rechtsabteilung, München



Falls Sie noch nicht fotografieren, haben Sie zwar viel Geld gespart, aber auch viel Freude entbehrt, denn nicht umsonst zählt das Fotografieren zu einem der meistverbreitetsten Hobbys. „Wer fotografiert, hat mehr vom Leben!“ lautet ein bekanntes Schlagwort der Foto-Industrie – und das ist nicht übertrieben. Allein schon die Beschäftigung mit der Kamera ist reizvoll und kann zu einem anregenden Steckenpferd werden, ganz zu schweigen von der Arbeit im eigenen Labor (sprich Badezimmer), durch die man die Bilder dann so herstellen kann, wie man sie gern haben will.

Doch bleiben wir für den Anfang nur beim allgemeinen Fotografieren ohne Laborarbeit, dem sich jeder widmen kann, um seine Erinnerungen für spätere Zeit einzufangen. Dabei ist schon von Anfang an bei dem Erwerb einer Kamera zu bedenken, ob man nur Schwarz-Weiß-Aufnahmen oder auch farbige Dias oder Bilder haben will. Eine Kamera nur für Schwarz-Weiß-Aufnahmen und Gelegenheitsfotografen kann schon für DM 30.50 erworben werden. Hier ist das Format 6x6 oder 6x9 zu empfehlen. Für häufigeres Fotografieren sollte man sich für das Format 24x36 entscheiden, das auch gleichzeitig für Farbdias verwendet werden kann. Und darauf wird wohl fast jeder ernsthaft Amateur am Ende doch übergehen! Für diese For-

mat ist eine Kamera erforderlich, die rund 100.— DM und mehr kostet. Im allgemeinen aber entscheidet nun nicht nur die Kamera darüber, ob die Bilder gut werden, nein, Motivwahl und natürlich die richtige Einstellung der Kamera spielen eine große Rolle. Was das Motiv betrifft, so bleibt dies Ihrem eigenen Geschmack und Ihrer Fantasie überlassen – Ihr Auge muß entscheiden, was wert ist, im Foto festgehalten zu werden. Hier hilft Ihnen niemand... Für die richtige Einstellung aber sind Hilfsmittel leicht zu erwerben, die die Zeit, die Blende angeben, nach der die Kamera einzustellen ist. Bei einem großen Teil neuerer Kameras ist der sogenannte Belichtungsmesser bereits eingebaut und gekoppelt, so daß nur der Zeiger auf die angegebene Einstellungs- und Weite jedoch sind zu beachten, und auch die Tiefenschärfe ist von großer Bedeutung. Diese Tiefenschärfe kann durch die Blendenwahl reguliert werden, wobei 2,8 z. B. die geringste Tiefenschärfe aufweist, während der höchste Wert die größte Tiefenschärfe wiedergibt. Dann darf die Entfernungseinstellung nicht vergessen werden; diese kann entweder bei teuren Kameras durch den gekoppelten

Falls Sie noch nicht fotografieren

WORAUF ES BEI DIESEM HOBBY ANKOMMT

Entfernungsmesser eingestellt werden, oder man muß sie schätzen und auf die Skala am Objektiv übertragen. Die Sonne muß nicht unbedingt am Himmel stehen, um fotografieren zu können – nein, es geht bei jedem Wetter. Für plastische Bilder von Menschen, Tieren und Häusern sollte die Sonne oder zumindest gutes Licht von der Seite her einfallen. Bei Aufnahmen gegen die Sonne die Sonnenblende nicht vergessen! Zumindest darauf achten, daß sich diese nicht im Objektiv spiegelt! Bei diesigem Wetter mit leichten Wolken behilft man sich mit einem gelb-grünen Filter, wodurch der leichte Nebel verschwindet und die Wolken sichtbar werden – aber bitte nicht für Farbaufnahmen verwenden! Ein sehr schönes und auch unterhaltensames Kapitel ist das Farbfotografieren auf Umkehrfilm, wobei die Diapositive (Dias) entstehen. Diese können durch ihre Wiedergabe an eine weiße Wand mit Hilfe eines Projektors (für etwa DM 100.— bis DM 150.— zu erwerben) zu einem unterhaltsamen Abend beitragen.

Soviel für heute zum Thema Fotografieren. Das nächste Mal berichten wir über die Arbeit im Labor.

Luhland, München

Tagung der Betriebsrats-Vorsitzenden und ihrer Stellvertreter sämtlicher Konzernwerke vom 17. bis 19. 3. 1959 in Berlin

Die Leitung der Tagung lag in den Händen des Vorsitzenden des Dreier-Ausschusses, des Kollegen Dell.

Anwesend waren die Herren:

- Dell und Schmitt (Motorenwerke Mannheim)
- Scherer und Edenhofer (Südbremse München)
- Vohmann und Weinrich (KB-Volmarstein)
- Eckert und Lobe (KB-München)
- Borsdorf und Steurich (Hasse & Wrede, Berlin)
- Wald und Kühne (Kübler, Berlin)
- Albrecht (A.G., Berlin)
- Stolzenburg in Sachen Kinderheim (KB-München)

Zeitweilig: Herr Direktor Goerz.

- Die vom Dreier-Ausschuß aufgestellte Tagesordnung umfaßte folgende Punkte:
1. Stellungnahme zum Protokoll der Tagung in München vom 21. bis 23. 10. 1958
 2. Bericht des Dreier-Ausschusses über seine Sitzungen
 3. Berichte der Betriebsratsvorsitzenden der einzelnen Werke
 4. Soziale Fragen; Bericht des Herrn Stolzenburg über das Kinderheim St. Blasien
 5. Bericht des Herrn Direktor Goerz über die Lage des gesamten Unternehmens
 6. Verschiedenes.

Zu Punkt 1 der Tagesordnung wurde wie bisher verfahren und das Protokoll der letzten Tagung in München angenommen. Anschließend gab Kollege Dell einen Bericht über die letzten Sitzungen des Dreier-Ausschusses und verlas das Protokoll dieser Sitzungen, das einstimmig angenommen wurde.

Aus den sich anschließenden Berichten der Betriebsratsvorsitzenden der einzelnen Werke war zu entnehmen, daß auch heute noch wie vor einem halben Jahr der Umsatz und die Aufträge zurückgegangen sind. Es war bisher jedoch nicht erforderlich, weitere Entlassungen vorzunehmen oder Kurzarbeit einführen zu müssen. — Bei den Motorenwerken Mannheim ist der Absatz im Großdieselbau seit dem vergangenen Jahr noch nicht angestiegen. Auch auf dem Schleppermarkt ist die Lage etwas schwierig. Beim Kleindieselbau dagegen hat der Absatz etwas zugenommen. —

Während bei allen Werken der Umsatz zurückging, konnte bei Kübler eine Umsatzsteigerung festgestellt werden. Die Geschäftsleitungen der einzelnen Werke sind ständig bemüht, das Verkaufs- und Produktionsprogramm um neue Artikel zu erweitern und dadurch einen Ausgleich zu schaffen.

Anschließend berichtete Kollege Stolzenburg unter Punkt 4 „Soziale Fragen“ über das Kinderheim in St. Blasien. Es war daraus zu entnehmen, daß keine Schwierigkeiten auftraten und die Transporte ausreichend beschickt werden konnten. Das kleine Nebengebäude soll nun zu einem Spielraum ausgebaut werden, der heizbar ist, da sich herausgestellt hat, daß der jetzige Eßraum hierzu nicht geeignet ist. Über die Frage der Altersversorgung wurde ebenfalls eifrig diskutiert und verschiedene Vorschläge zur Verbesserung gemacht. — Die weitere Diskussion wurde durch das Erscheinen von Herrn Direktor Goerz unterbrochen, der an Stelle des verhinderten Herrn Direktor Vielmetter unsere Tagung besuchte.

Nach einer Begrüßung durch den Kollegen Dell gab, wie im vergangenen Herbst Herr Direktor Vielmetter, auch Herr Direktor Goerz an Hand eines Lageberichtes per 31. 12. 58 eine Aufstellung über den Stand des Umsatzes und der Aufträge in Prozenten.

Der Umsatz des Jahres 1958 ist nicht mehr ganz an den des Jahres 1957 herangekommen und blieb um rund 3% zurück. Eine Ausnahme hiervon bildet das Gummiwerk Kübler, wie bereits erwähnt, das seinen Umsatz wesentlich steigern konnte. Bei den Auftragsbeständen machte sich ein merklicher Abfall gegenüber 1957 bemerkbar, so besonders bei der KB-München und der KB-Volmarstein. Bei der KB-Volmarstein ist durch die Anschaffung eines Elektro-Ofens eine Besserung in 4–5 Monaten zu erwarten. Wie sich die Lage in diesem Jahr weiterentwickeln wird, sei schwer zu sagen. Man hoffe aber, durch geeignete Verbesserungen in der Organisation, Einführung neuer Apparate und weiteren Kundenerwerb die Umsätze zu heben und eine Vollbeschäftigung der Betriebe bis zum Ende des Jahres erreichen zu können.

An die Ausführungen des Herrn Direktor Goerz, die mit größtem Interesse aufgenommen wurden, schloß sich eine rege Diskussion über verschiedene Fragen der Altersversorgung, der Verschickung von Kollegen und sonstiger sozialer Einrichtungen an. — Kollege Dell dankte Herrn Direktor Goerz für seine Ausführungen, der sich sodann verabschiedete und uns bat, optimistisch zu bleiben, denn Optimismus sei der halbe Erfolg.

Mit dem letzten Tagesordnungspunkt wurden noch einige gewerkschaftliche Probleme angeschnitten und diskutiert. Auch diesmal war der Erfahrungsaustausch sehr rege und wertvoll, so daß man von einem zufriedenstellenden Verlauf der Tagung sprechen konnte. Die nächste Tagung findet vom 22.–24. September 1959

In der Kürze liegt die Würze!

Für alle Steno-Schreiber und die, die es werden wollen

Handwritten notes in cursive script, likely a stenographic transcription of the meeting report.

(„Das Beste aus Reader's Digest“)

in Volmarstein statt. Mit der Besichtigung der Zeitungsdruckerei des „Telegraf“ und einer anschließenden Stadtrundfahrt durch West-Berlin fand diese erfolgreiche Zusammenkunft ihren Abschluß.

Mit dem Gedanken, während dieser Tage gemeinsamer Arbeit für das Wohl der gesamten Werke und der darin Beschäftigten einen nützlichen Beitrag geleistet zu haben, nahmen wir von unserer Hauptstadt Berlin wieder Abschied. A. Eckert, München, Schriftführer

„komm gut heim!“

Gedanken zur Verkehrssicherheitswoche vom 4.-9. Mai 1959

Der allgemeine Wirtschaftsaufschwung der letzten Jahre hat auch eine starke Steigerung des Straßenverkehrs mit sich gebracht. Über unsere Straßen rollen heute etwa 9 Millionen Kraftfahrzeuge (einschließlich der Mopeds) und über 16 Millionen Fahrräder. Die Verkehrsdichte wird von Jahr zu Jahr größer. Mit diesem Anwachsen des motorisierten Verkehrs wächst auch die Zunahme der Verkehrsunfälle. Allein im letzten Jahr wurden 11 673 Männer und Frauen, Kinder und Greise im Straßenverkehr getötet. Alle 45 Minuten holt sich der Tod in Westdeutschland ein neues „Opfer des Verkehrs“, und fast jede 18. Minute wird im Bundesgebiet jemand so verletzt, daß er ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen muß. Ihnen wurde das „Komm gut heim!“, der gute Wunsch der Angehörigen, vergeblich mit auf den Weg gegeben.

„Komm gut heim!“ das ist auch das Motto der Verkehrssicherheitswoche vom 4.-9. Mai, deren Aufklärungsmaßnahmen diesmal besonders auf die Verhütung von Unfällen auf dem täglichen Weg, auf dem Weg von der Wohnung

zur Arbeitsstätte und zurück, abgestellt sind. Die gewerblichen Berufsgenossenschaften bemühen sich, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Möglichkeiten den Gedanken der Verkehrsunfallverhütung an die Berufstätigen in den Betrieben heranzutragen. Sie haben für die Verkehrssicherheitswoche wiederum eine Sondernummer ihrer für die psychologische Beeinflussung der schaffenden Menschen bestimmten Zeitschrift „Unfallwehr“ herausgegeben, um in den Betrieben die Aufklärungsmaßnahmen zur Verhütung von Verkehrsunfällen zu erleichtern. Diese kleine illustrierte wird in den Verkehrssicherheitsstagen in der Südbremse zur Verteilung kommen mit der Empfehlung, diese Lektüre zu eigenem Nutz und Frommen gründlichst zu studieren.

Vor 30 Jahren noch fielen die Verkehrsunfälle gegenüber den Arbeitsunfällen kaum ins Gewicht. Heute ist das leider anders. Wenn man bedenkt, daß einer achtstündigen Arbeitszeit im Betrieb im Durchschnitt eine Stunde für Hin- und Rückweg von der Wohnung zur Arbeits-

stätte gegenübersteht, so wird wohl jedem eindringlich klar, was es bedeutet, wenn fast die Hälfte aller von den gewerblichen Berufsgenossenschaften entschädigten tödlichen Unfälle Verkehrsunfälle sind.

Die Aufwendungen der Träger der gesetzlichen Unfallversicherung sind entsprechend hoch, ja, diese eine Stunde auf der Straße ist die teuerste Stunde des Tages!

An der Mehrzahl der schweren Wegunfälle sind in jedem Jahr Motorradfahrer beteiligt. Sehr häufig sind diese Unfälle auf Leichtsinns und verkehrswidriges Verhalten der Fahrer, auf mangelhafte Pflege und Wartung der Fahrzeuge zurückzuführen. Sportlicher Ehrgeiz und daher überhöhte Geschwindigkeit, übermäßiger Alkoholgenuss und nicht selten auch mangelhafte Fahrsicherheit durch vorausgegangene schwere körperliche Arbeit sind die häufigsten Unfallursachen. Nicht selten treffen mehrere dieser Ursachen zusammen.

Die Flut der Verkehrsunfälle ist heute zu einem Problem geworden, das jeden angeht und um dessen Lösung sich zahlreiche Behörden, Dienststellen und Organisationen bemühen. Verkehrsunfälle zu verhüten, Leben und Gesundheit der Verkehrsteilnehmer zu schützen und sie vor Schmerzen, Leid und Not zu bewahren, ist eine sittliche Pflicht, die jedem von uns obliegt.

unsere jubilarer

50 DIENST-JAHRE

Carl Hasse & Wrede GmbH, Berlin



FRITZ THIELE
6. 4. 59 Montagemeister



GEORG SCHNEIDER
16. 2. 59 Kaufm. Angestellter



FRANZ DRÄTZL
24. 3. 59 Pförtner



JOSEF OBERPRILLER
4. 4. 59 Abt.-Direktor

25 DIENSTJAHRE

Motoren-Werke Mannheim AG.



ARTUR STROBEL
2. 3. 59 Dreher



ARTHUR IRION
9. 3. 59 Stellv. Leiter des Magazins



EMIL KELLER
12. 3. 59 Terminbearbeiter



HERBERT MÜLLER
3. 4. 59 Materialverwalter

Motoren-Werke Mannheim AG.



MARTIN SCHMITT
5. 4. 59 Schlosser



WERNER KETTERER
9. 4. 59 Dreher



FRIEDRICH METZGER
9. 4. 59 Vorarbeiter



WILLY KLINNERT
25. 4. 59 Arbeitsvorbereiter

Südd. Bremsen AG, München



ALFONS DALLMAIER
26. 3. 59 Legermeister



JOHANN FISCHER
4. 4. 59 Vorkalkulator



KARL MÄRZ
4. 4. 59 Vorr. Konstrukteur



MAX MONAT
4. 4. 59 Monteur

40 DIENSTJAHRE

Südd. Bremsen AG, München

Südd. Bremsen AG, München



JOHANN ELLINGER
6. 4. 59 Kupferschmied



OTTO SCHIESSL
10. 4. 59 Elektroschweißer



KARL VIETE
14. 3. 59 Schleifer



GÜNTER SCHMIED
1. 4. 59 techn. Angestellter

Knorr-Bremse GmbH, Volmarstein



ALBERT BROMBERG
3. 4. 59 Kernmacher



KARL MENNINGER
3. 4. 59 Dreher



WILLI RÜPING
3. 4. 59 Schlosser



WALTER BEHLE
19. 4. 59 Handformer

Carl Hasse & Wrede GmbH, Berlin



KURT EICHHORST
10. 1. 59 Ingenieur



FRITZ OTTO
14. 2. 59 Habler



WILLI BORCHERT
1. 4. 59 Revisor

Das Vorstandsmitglied der Knorr-Bremse A.G., Herr Dir. **Helmuth Goerz**, beging am 6. April 1959 sein 25 jähriges Dienstjubiläum — just zu der Zeit, wo überall in der Bundesrepublik die silbernen Plaketten mit dem Brandenburger Tor angeboten wurden . . . mit dem Wahrzeichen jener Stadt also, mit der sich der Jubilar als alter Berliner in menschlicher und beruflicher Hinsicht von jeher so besonders eng verbunden fühlt.

Herr Goerz wurde 1934 mit der treuhänderischen Leitung des Stahlwerks Volmarstein beauftragt und 1940 in den Vorstand der Knorr-Bremse A.G. Berlin berufen. Nach Kriegsende baute Herr Goerz von München aus die Zentralverwaltung unseres Konzerns auf.

Wir wünschen Herrn Goerz nicht nur noch viele gesunde und schaffensfrohe Jahre zum Wohle und Nutzen der Firma, sondern auch zur Pflege der Beziehungen von Mensch zu Mensch, der ja stets seine besondere Aufmerksamkeit galt. Wobei wir last not least erwähnen wollen, daß sich auch unsere Werkzeitschrift seit ihrer Gründung dieser wohlwollenden Aufmerksamkeit und seines warmen Interesses erfreuen durfte — und hofft, daß es auch weiterhin so bleiben möge!





BÖLL CHARGESHEIMER

IM RUHRGEBIET

Wenn jemand mal das Leben so zeichnet, fotografiert oder beschreibt, wie es tatsächlich ist, werden sich immer eine Anzahl von Menschen auf die Hühneraugen getreten fühlen. Das sind die Menschen, denen der süße Cocktail der Illusion besser schmeckt als der klare, kalte Trunk vom Wasser der Wahrheit. Es gibt sehr viele Menschen, die lieber mit der Illusion verheiratet sterben als mit der Wahrheit zusammen leben wollen. Denn Illusionen sind so schön weich und bequem, man kann in ihnen und mit ihnen so gut schlafen. Wer aber die Wahrheit sucht und wählt, muß wachsam sein und kämpfen. Heinrich Böll, der Schriftsteller, und Chargesheimer, der Fotograf, sind solche Kämpfer. Sie sind es ganz ohne Pathos. Die Begegnung mit ihrem Buch „Im Ruhrgebiet“ ist eine Begegnung mit der Wahrheit – und aus diesem Grunde für viele Menschen so erfrischend. Das schwarze Revier wird gezeigt, wie es tatsächlich ist; der Kumpel bei seiner harten Arbeit vor Kohle. Da gibt es keine Beschönigung, da gibt es kein Lächeln – nur Schweiß und Schmutz. Aber unter dem Schweiß und Schmutz atmet doch menschliche Haut, und man spürt das Herz klopfen. Wir wissen – und wenn wir es nicht wüßten, aus den Fotos Chargesheimers würden wir es erfahren –, daß sie sehr hart arbeiten müssen. Denn acht Stunden in dunkler Nacht vor Kohle sind fürwahr kein Zuckerlecken. Wir sehen sie arbeiten in der Zeche, im Maschinensaal und am Hochofen, und wir erleben ihren Feierabend. Ihre Frauen und ihre Kinder, ihre Kleingärten und ihre Stehkneipen und Brieftauben

kommen ins Bild. Da ist nichts vergessen, was das Leben des arbeitenden Menschen an der Ruhr ausmacht. Es wird voller Liebe gezeigt, mit einer Liebe, die um die kleinen und großen Schwächen des Menschen weiß und sie brüderlich umfängt.

Man hat Böll und Chargesheimer den Vorwurf gemacht, daß sie mit Fleiß die Schattenseiten des Lebens an der Ruhr aufgezeigt haben . . . Wer dies behauptet, der hat das Buch nur durchgeblättert und Fotos und Text überflogen. Freilich, die Farbtöne Grau und Schwarz herrschen hier vor – aber wer einmal im Ruhrgebiet gelebt hat, weiß, daß dort die Sonne zumeist verdunkelt bleibt und Regen und Schnee schmutzig sind. Es gibt dort von Menschen bewohnte Räume, auf die jährlich pro Quadratmeter 800 Gramm Dreck herunterregnen: fast ein Kilo auf eine Fläche, die halb so groß ist wie ein Bett. 800 Gramm pro Quadratmeter, das sind 800 Tonnen pro Quadratkilometer – schreibt Böll in seinem Vorwort – und es ist die Wahrheit. Natürlich hat diese Wahrheit nichts mit Schönheit zu tun. Aber das will und soll sie ja auch gar nicht. Und trotzdem machen Böll und Chargesheimer keinen rohen Gebrauch von der Wahrheit. Sie schütten einem keineswegs das kalte Wasser einfach ins Gesicht. Sie vermitteln etwas von der animalischen Freude, die den Kumpel überkommt, der nach achtstündigem Rauchverbot im Schoße der Erde nun mit einem kühlen Blondem den ganzen Staub herunterspült und zur langentbehrten Zigarette greift. Sie lassen Blütenzweige vor Fördertürmen blühen und junge Liebespaare neben Kohlenhalden Hand in Hand den Weg suchen. Diese Bilder erzählen die Geschichte von Menschen, die im Schatten leben. Gezeugt im Dunkeln, getragen im Dunkeln, ausgestoßen aus der Mutter Schoß, für kurze Kinderzeit das Helle sehend, dann wieder ins Dunkel zurückstürzend zur Arbeit unter Tage – um dann am Ende vom Schoß der Allmutter Erde für immer aufgenommen zu werden. Seltsames, unbegreifliches, ergreifendes Menschenschicksal . . .

Diese Menschen kommen aus dem Schatten und leben im Schatten. Deshalb haben sie so Sehnsucht nach Licht und Sonne, nach Sauberkeit. Deshalb sind sonntags die Straßen im Ruhrgebiet von Mopeds und Autos überfüllt, deshalb tragen die Männer hier sonntags so blütenweiße Hemden und sind die Frauen so besonders modisch aufgeputzt und lieben weiße Spitzenblusen mit Rüschen, deshalb auch sind viele Kinder hier wie kleine Püppchen ausgestattet, deshalb legt man hier wert auf eine gute Stube, in der weiße Schonbezüge peinlich sauber und akkurat über den Sesseln hängen, deshalb führen hier die Hausfrauen einen verzweifelten Kampf um weiße Gardinen . . . Der Mensch im Ruhrgebiet, in der düstersten und bedrückendsten aller deutschen Landschaften, lebt im Schatten.

. . . und die einen steh'n im Dunkeln, und die andern steh'n im Licht, doch man sieht nur die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht . . . Nun aber können wir sie sehen – und wir werden sie nie mehr vergessen.



Erschienen im Verlag
Kiepenheuer & Witsch
Köln.
176 Tiefdrucktafeln,
32 Seiten Text, Leinen,
Ladenpreis DM 28. –

